

REZENSIONARTIKEL

Mit Max Weber in die Zukunft der Sozialwissenschaften

Rezension von: Schluchter, Wolfgang (2020). *Mit Max Weber*. Tübingen, Mohr Siebeck. 289 Seiten. Taschenbuch. 60,70 EUR. ISBN 978-3-16-159018-4.

1. Zur Einleitung

Die ersten Vorüberlegungen zur historisch-kritischen Gesamtausgabe nahezu aller schriftlichen Hinterlassenschaften von Max Weber (MWG) begannen 1973, vor bald 50 Jahren (vorgesehen waren für das Editionsprojekt ursprünglich zehn Jahre). 1975 kam es zu schriftlichen Vereinbarungen mit dem Verlag, den Förderern und den MWG-Herausgebern, und im Zeitraum von 1984–2020 erschienen insgesamt 53 Bände (wenn man die Teilbände einzeln rechnet), aufgeteilt auf drei Abteilungen (Schriften und Reden; Briefe; Vorlesungen und Vorlesungsnachschriften). Der Heidelberger Soziologe Wolfgang Schluchter, letzter Lebender der ursprünglich fünf Hauptherausgeber, deutet im Vorwort seine nahezu lebenslange Beschäftigung mit dem Werk Max Webers an.

Dafür, dass Webers Werk den Verfasser während seines ganzen wissenschaftlichen Lebens begleitet hat, waren aber weniger die Editionsarbeiten im Rahmen der MWG entscheidend, sondern vor allem seine über die Jahre noch weiter wachsende Faszination für die inhaltliche Seite des Projekts: Webers „Gedankenreichtum, sein universalhistorischer Zugriff, seine existentielle Tiefe“ veranlassten Schluchter immer wieder zu dem Versuch, „einen Zugang zu diesem komplexen Denken zu gewinnen“ (V). Dabei sind natürlich die umfangreichen Vorworte und Editorischen Berichte der MWG für den Verfasser und über ihn auch für die Leserschaft eine unschätzbare Hilfe, die weit über die Bereitstellung der Textgrundlagen hinausgeht. Man kann ohne Übertreibung sagen: Max Weber ist jetzt für deutschsprachige Leserinnen und Leser so gut wie vollständig erschlossen.

Schluchters Fokussierung auf Max Weber steigert sicherlich die Tiefenschärfe in der Wahrnehmung von Webers Begründungszusammenhängen und seiner spezifischen Begriffssystematik, aber das geht bis zu einem gewissen Grade unweigerlich zu Lasten anderer Perspektiven und Zugänge, die dann unberücksichtigt bleiben (müssen) oder primär mit den – sicherlich weiten – Augen Max Webers und der zahlreichen beteiligten MWG-Editorinnen und -Editoren gesehen werden. Hinzu kommt die nicht nur deutschsprachige Sekundärliteratur zu Webers Werk.

Da es Wolfgang Schluchter, wie schon der Titel des Buches andeutet, nicht nur um Exegese und Darstellung von Webers voluminösem Werk geht, sondern auch und vor allem um dessen Fruchtbarmachung und Weiterentwicklung in den Sozialwissenschaften, verbinden sich diese beiden Aspekte miteinander. Dass Max

Weber also in einem doppelten Sinne als „Referenz“ dient, muss man beim Lesen immer wieder bedenken.

Was nun im Laufe dieses halben Jahrhunderts intensiver Auseinandersetzung mit Werk und Person von Max Weber mit Schluchter selbst geschah, beschreibt er anschaulich so:

„Mein Denken über Max Weber wandelte sich im Laufe der Zeit immer mehr in ein Denken mit ihm. Denn natürlich steht jedes Werk in seiner Zeit und ist auch auf deren Horizont begrenzt. Dem Nachgeborenen erwachsen Probleme, auf die er auch bei den größten älteren Denkern keine Antwort findet. Er kann nur versuchen, sie in ihrem Geiste und mit neuen Mitteln zu bewältigen. Dazu muss man auch alternative Positionen und neuere Entwicklungen im Blick behalten. Diese Vorgehensweise habe ich Theoriegeschichte in systematischer Absicht genannt“ (V).

Diese anspruchsvolle Aufgabe bearbeitet der Autor in fünf Themenkreisen (Theorie, Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Religion) mit jeweils zwei Studien. Dabei will er „Webers Werk in seiner thematischen Breite wie in seinem Entstehungszusammenhang, aber auch in seiner Besonderheit sichtbar [...] machen“. Die Einzelbeiträge sind jeweils in sich geschlossen, aber sie verweisen aufeinander, und so muss man beim Lesen immer wieder einmal die angegebenen Querverweise zum vertieften Verständnis einzelner Themen nutzen, was aber im Allgemeinen leichtfällt. Die vom Autor gewählte Reihenfolge der Themenkreise und der Einzelstudien ist gut nachvollziehbar, aber eher als Lesehilfe denn als zwingender systematischer Aufbau zu verstehen. Man kann so in dem Buch auch ohne große Probleme die Schwerpunkte nach eigenen Interessen bestimmen. Natürlich müssen die Lesenden dabei einige zusätzliche Arbeit leisten, um den Zusammenhang des hier in exemplarischen Studien vorgestellten Gesamtwerkes jeweils für sich selbst herzustellen. Allerdings verlangt die Lektüre dieses Bandes, der bewusst kein definitives Weber-Lehrbuch und erst recht kein buntes Weber-Kaleidoskop sein will, ohnehin eine gewisse Anstrengung, will man daraus ein Gesamtbild gewinnen. Meine Überlegungen zu den fünf Themenblöcken orientieren sich meist an der Abfolge der Kapitel, ergänzt um einige Rück- und Vorblenden und ein paar Seitenblicke.

Der Verzicht Schluchters auf eine geschlossene Monographie erscheint indes mehrfach sinnvoll: Vordergründig erlaubte er, diesen Band rechtzeitig zum Abschluss der MWG zu veröffentlichen, trotzdem führt er zu überraschend wenig Doppelungen in der Darstellung. Man kann also diese wohldurchdachte Textsammlung ganz gut als Einführung, ja sogar als eine erste Einsicht in die nun vorliegende Gesamtausgabe lesen und so eine Art Weber-Probestudium absolvieren.¹ Vertiefungen und Präzisierungen durch den Rückgriff auf die entsprechenden Bände der MWG sind freilich immer möglich, manchmal auch nötig, überfordern aber oft das Zeit- und Geldbudget des interessierten Lesepublikums und wohl ebenso dessen Bereitschaft, größere Teile des Lebens in wissenschaftlichen Bibliotheken zu verbringen. Insofern kann man darauf gespannt sein, wie

¹ Einen weiteren diesbezüglich aufschlussreichen Überblick gibt das Interview von Wolfgang Schluchter zum 100. Todestag Webers (Schluchter et al. 2021).

lange es wohl dauert, bis die MWG zum festen Bestandteil heutiger und künftiger Weber-Rezeption und Weber-Forschung wird, und zwar nicht nur innerhalb des deutschen Sprachraums.

Der Verzicht auf eine strikt durchkomponierte Monographie hat einen weiteren Vorteil: So sehr eine monographische Darstellung die Lektüre erleichtert hätte, man hätte dann wohl irgendeine strengere Form von inhaltlicher oder zeitlicher Systematik in das Werk Webers und in dessen Darstellung hineinbringen müssen, die über eine inhaltliche Themengruppierung wie im vorliegenden Band hinausgegangen wäre. Angesichts der Unabgeschlossenheit und Vorläufigkeit vieler Teile von Webers Werk – die ja nun die abgeschlossene MWG nicht nur in der Textfassung, sondern auch in den Einleitungen und den Editorischen Berichten anschaulich bezeugt – stünde eine Weber-Monographie immer in Gefahr, durch strenge systematische Anordnungen, wie sinnvoll sie immer sein mögen, implizite Weber-Interpretationen zu transportieren. Die gewählte Form der strukturierten Aufsatzsammlung erscheint als guter Kompromiss, die Leserschaft an den reichen Kenntnissen des Autors und damit indirekt an der Erkenntnis- und Ergebnisfülle der gesamten MWG teilhaben zu lassen, ohne sie durch eine allzu vorgeformte Materialfülle vorzuprägen und ungewollt auf in Systematisierungen versteckte Interpretationen festzulegen. Diese Offenheit erfordert, aber ermöglicht auch eine gut gestützte eigenständige Lektürearbeit, eine Anstrengung, die sich gleichwohl lohnt.

2. Theorie und Biographie

Der an Max Weber geschulte Systematiker Wolfgang Schluchter beginnt das erste Themenfeld „Theorie“ konsequent mit einer handlungstheoretischen Grundlegung der Sozialwissenschaften, vor allem der Soziologie. Es geht ihm in seinem von Kant inspirierten Beitrag „Das ‚Ich beabsichtige‘ muss alle meine Handlungen begleiten können“ vor allem um eine Weiterentwicklung der weberianischen Soziologie, aufgefasst als eine „strukturalistisch-individualistische verstehende (oder: relationale) Soziologie“, Begriffe, die bereits in früheren Schriften des Verfassers entwickelt und begründet wurden. Dabei gelangt Schluchter über das Problem der Subjekt-Objekt-Spaltung (bei Karl Jaspers, Dieter Henrich und Manfred Frank) zu einer subjekttheoretischen Grundlegung, aus der sich zunächst Umriss einer Handlungstheorie und dann, vermittelt über das Problem der Handlungskoordination, auch zu einer Ordnungstheorie abzeichnen. Die Leistungsfähigkeit seines Mehr-Ebenen- und Zwei-Seiten-Modells illustriert er anhand seiner Erklärungsskizze zu Webers Protestantismusstudien, die später im vorletzten Buchbeitrag „Asketischer Protestantismus und moderne Berufskultur“ noch ausführlich erörtert wird. Die gedrängte und informationsreiche Darstellung stellt hohe Anforderungen an die Leserschaft und kann daher ungewollt abschreckend wirken. Da kann es hilfreich sein, den zweiten Beitrag zu diesem Thema (Kap. 9) erst einmal vorab zu lesen.

Leserfreundlicher für den Einstieg der weniger Geübten in das weite Themenfeld erscheint Kapitel 2, „Der Theoretiker und Historiker von Bürgertum und Kapitalismus“, das Max Weber und sein Werk vor dem biographischen und zeitge-

schichtlichen Hintergrund besonders anschaulich beleuchtet. Zunächst wird in der „Vorbemerkung“ die Beziehung zwischen Max Weber und Karl Marx – ein im Bereich „Wirtschaft“ (Kap. 3) erneut aufgegriffenes Thema – anhand zweier unterschiedlicher Stellungnahmen zu diesem Verhältnis angedeutet. Die erste lieferte schon 1932 der Philosoph Karl Löwith, der Weber und Marx, beide „philosophische Soziologen“, von einem gemeinsamen anthropologischen Grundmotiv bestimmt sah, nämlich den Kapitalismus als „Frage nach dem *menschlichen Schicksal der gegenwärtigen Menschenwelt*“ aufzufassen. Bei Marx direkt und bei Weber indirekt sieht Löwith eine „*kritische Analyse des gegenwärtigen Menschen der bürgerlichen Gesellschaft am Leitfaden der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaft*“ (27f). Das ist freilich eine sehr hohe Abstraktionsebene, ebenso wie die „Diesseitigkeit“ und der Verzicht auf „transzendente Vorurteile“, die beide Denker verbinden.

Auf dieser abstrakten Ebene entdeckt Löwith: Weber und Marx interessierten sich trotz einer gemeinsamen Ausgangsfrage für „dasselbe, wenn auch auf verschiedene Weise“ (27). Das zeige sich zum einen an dem unterschiedlichen Leitfaden der Analyse (bei Weber: die Rationalisierung, bei Marx: die Selbstentfremdung); anders ausgedrückt: Weber gehe es um die Freiheit in der (kapitalistischen) Gesellschaft, Marx um die Befreiung von der (kapitalistischen) Gesellschaft. Zum anderen, aber damit zusammenhängend, konstatiert Löwith bei Marx eine nur unvollständige Ablösung von Hegel'scher, über Feuerbach vermittelter Geschichtsmetaphysik, einen Kryptohegelianismus, dem Weber „den Idealtypus gewissermaßen als ein Instrument der Unbefangenheit“ (28) entgegengesetzt habe. Quasi aus Symmetriegründen lässt Löwith Weber sich erfolgreich an der Rezeption Hegel'scher Geschichtsmetaphysik durch Wilhelm Roscher und Karl Knies abarbeiten, was wohl die leichtere Aufgabe war.

Unverkennbar neigt Löwith, nicht nur in der Reihenfolge „Max Weber und Karl Marx“ im Titel, dem Erstgenannten zu, und ebenso klar erkennbar, wenn auch verhalten formuliert, wird die Sympathie des Verfassers für Löwiths Gegenüberstellung der beiden Protagonisten. Deutlicher wird das aber noch in der Darstellung von Herbert Marcuses Vortrag 1964 auf dem Heidelberger Kongress, „Max Weber und die Soziologie heute“, den Schluchter als „Weber-Marx-Vergleich“ bezeichnet, obwohl der Vortragstext keinen expliziten Bezug zu Marx enthält und eher einige Versatzstücke der Kritischen Theorie präsentiert. Diese ist zwar von Marx inspiriert, setzt aber gerade bei Marcuses Thema „Industrialismus und Kapitalismus“ deutliche Kontrapunkte: Dass etwa die Technik als solche (und nicht nur ihre Anwendung) schon Herrschaft ist, widerspricht vielen Äußerungen von Marx und vor allem von Engels. Die von ihnen angenommene „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ erweist sich indessen eher als unredliches Doppelspiel, bei dem gegnerische Positionen als utopisch, eigene dagegen als wissenschaftlich deklariert werden, gestützt auf eine unausgewiesene Geschichtsmetaphysik.

In der Kritischen Theorie und speziell bei Marcuse wird das Negativurteil „utopisch“ dagegen positiv besetzt, und die ansonsten positiv gemeinte „Werturteilsfreiheit“, um die sich ja vor allem Max Weber bemüht, wird dort immer wieder in den Verdacht der mehr oder weniger versteckten „Ideologie“ gerückt. Nun hängt

aber eine Bewertung von Utopie als normative Richtungsbestimmung nicht nur von ihrer Wünschbarkeit, sondern auch von ihrer mutmaßlichen Machbarkeit ab, und dazu hat Weber in „Wirtschaft und Gesellschaft“ gerade zu den von Marcuse angesprochenen Fragen meist implizit, aber durchaus erkennbar Bedeutendes geschrieben, was sich nicht einfach als verkapptes ideologisches Vorurteil über bestehende Zustände abtun lässt. Ob man Marcuse nun wirklich den Vorwurf machen kann, für ihn sei Weber „letztlich ein Apologet des entfesselten Kapitalismus“ (29), kann offenbleiben. Aber Marcuse erscheint fast wie ein Jäger, der nur darauf wartet, dass sich sein gedankliches Gegenüber Weber in der Falle einer ungeschickten Formulierung verfängt. Wichtiger ist allerdings noch: Marcuse greift nur höchst begrenzt auf originäres Marx'sches Gedankengut zurück, es ist vielmehr die Marx-inspirierte Frankfurter Schule, die sich hier zu Wort meldet, und es handelt sich daher um einen ziemlich impliziten Marx-Weber-Vergleich.

Produktiver wäre es für Marcuse und vor allem für sein Publikum gewesen, hätte er Webers Hinweise auf das Vordringen von bürokratischer Herrschaft und zugleich von verkehrswirtschaftlichen Beziehungen als – zunächst einmal gedanklichen – Gestaltungsauftrag verstanden, dieses „stahlharte Gehäuse der Hörigkeit“ nicht einfach als blindes Schicksal hinzunehmen. Das erfordert substantielle Überlegungen über die Funktionsprobleme sozialistischer Alternativen, die Weber, wenn auch meist implizit, schon in den Anfangskapiteln von „Wirtschaft und Gesellschaft“ (MWG I/23) entwickelt. Seine dabei aufscheinende Befürchtung, ein „rationaler Sozialismus“ werde der schon im Kapitalismus angelegten Tendenz zur Bürokratisierung, ganz anders als erhofft, nicht entgegenwirken, sondern sie nur weiter vorantreiben und noch verbliebene Handlungs- und Gestaltungsspielräume beseitigen, hat sich historisch als nur zu berechtigt erwiesen. Was Weber über die Leistungsfähigkeit verkehrswirtschaftlicher Beziehungen und deren Alternativen an verschiedenen Stellen und auf hohem Abstraktionsniveau schreibt, zeigt, dass er in stärkerem Maße, als allgemein anerkannt, durchaus auch wirtschaftswissenschaftlich gedacht und einen wichtigen Beitrag zu der damaligen Sozialismus-Diskussion geleistet hat.

Ludwig (von) Mises hat in seiner Studie „Die Gemeinwirtschaft“ (1922) einen publikumswirksamen systematischen Angriff auf den Sozialismus vorgetragen und dabei das privatwirtschaftliche „Sondereigentum an den Produktionsmitteln“ als allein seligmachende Garantie einer freien Gesellschaft „ohne alle Einschränkungen und Vorbehalte“ (502) propagiert, ohne die sich schon damals abzeichnenden immanenten Macht- und Herrschaftstendenzen im Zuge der industriellen Entwicklung angemessen in Betracht zu ziehen. Die heute weltweit wirksamen Globalisierungstendenzen konnten sowohl Weber als auch Mises nicht voraussehen, aber Webers differenzierte Analyse abstrakter, jedoch am Ende höchst realitätsrelevanter Funktionsprobleme moderner Gesellschaften ist 100 Jahre später offen für eine Diskussion einer globalisierten Weltwirtschaft, in der das Sondereigentum an den Produktionsmitteln mit einer Vielzahl von staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen einhergeht, die immer mehr den liberalen Hoffnungen auf eine Komplementarität von liberaler Marktwirtschaft und liberaler Zivilgesellschaft zu widersprechen scheinen. In diesem allgemeinen Sinne ist Webers Analyse moderner und realitätsnäher, als es die damals optimisti-

schen Erwartungen von Mises und der Österreichischen Schule aus heutiger Sicht sein können. Das faszinierende und zugleich abschreckende Bild einer politisch nahezu totalitären Organisation von Staat und Politik bei weitgehender Liberalisierung und Produktivität der Wirtschaft, das China heute bietet, lässt sich mit Mises' Idealbild einer selbstevolvierenden freiheitlichen Marktgesellschaft genauso wenig vereinbaren wie mit der Vorstellung einer von durchgängigen Effizienzdefiziten geplagten Staatswirtschaft. Max Weber liefert da bei aller zeitlichen Differenz bessere Anhaltspunkte zum Verständnis solcher Konstellationen. An die Stelle von Webers Vision von einer „Versteinerung des Kapitalismus“ setzt Schluchter dessen „Flexibilisierung“, begründet durch eine „theoriegeschichtliche Betrachtung in systematischer Absicht“, die zwar die gewaltigen Veränderungen des entgrenzten Kapitalismus für Arbeitswelt und Technik aufnimmt, aber keine „gänzlich neue Art von Kapitalismus“ (74) nahelegt.

Zuvor hat der Autor den „großbürgerlichen Hintergrund“ Webers und seine Umorientierung von nationalhistorischen zu universalhistorischen Fragen im lebens- und zeitgeschichtlichen Kontext skizziert und so einen eingängigen und zugleich reflektierten Leitfadens für Entstehung, Wandel und Kontinuität von Webers Werk in seinen konkreten Entwicklungsbedingungen ebenso wie für lebensgeschichtliche Brüche und manches Unabgeschlossene in seinen wissenschaftlichen und politischen Bemühungen geliefert. Der politisch-gesellschaftliche Hintergrund des Wilhelminischen Reichs und die damit verbundenen Blockaden werden schlaglichtartig beschrieben. Über die Stationen „Freiburger Antrittsvorlesung“ (1895) und Protestantismusstudie (1904/1905) gelangt Weber zur gesteigerten Wahrnehmung und Verarbeitung der *abendländischen Kultur*, die im Gegensatz zu anderen Kulturen durch die „Vereinigung von theoretischem und praktischem Rationalismus“² geprägt ist. Es geht ihm also speziell um den „Geist“ des *modernen Kapitalismus*, nicht um (Geld-)Erwerbstrieb oder Erwerbsprinzip schlechthin. Damit ist noch nicht dessen konkrete Form und Organisation bestimmt, jedoch gibt Schluchter den entscheidenden Hinweis: „Weber fragt nach jenem Geist, der dem ‚bürgerlichen Betriebskapitalismus mit seiner rationalen Organisation der freien Arbeit‘ wahlverwandt ist“ (42). Natürlich geht es auch nicht um die protestantische Ethik als solche, sondern „um die ethischen Auffassungen“ des „asketischen Protestantismus“ reformierter Provenienz, deren über Lebensführung und Heilserwartung vermittelten Einfluss auf den „Geist“ des Kapitalismus und den damit einhergehenden Säkularisierungsprozess, die in verschiedener Weise thematisiert werden.³

3. Max Weber und Karl Marx

Ein wesentliches Ergebnis dieser „Art ‚spiritualistischer‘ Construction der modernen Wirtschaft“ (MWG II/4, 488) ist die Wahlverwandtschaft zwischen dem „Geist“ des Kapitalismus und seinen zentralen Funktions- und Organisationsbe-

² Formulierung Marianne Webers (38).

³ Diese komplexen und häufig missverstandenen Wechselbeziehungen werden vor allem im vorletzten Beitrag des Buches genauer untersucht und erläutert (siehe unten 6.).

dingungen; diese sind bei Weber „Betriebskapitalismus“ und „rationale Organisation der ‚freien‘ Arbeit“. Wenn Marx von „Fabrikherrschaft“ spricht und hinter der formalen Vertragsfreiheit des Lohnarbeiters den „doppelt freien Lohnarbeiter“ erkennt, der seinen Lebensunterhalt „unter dem Kommando des Kapitals“ und ohne eigene Gestaltungsrechte erarbeiten muss, so skizziert er ein ganz ähnliches „Gehäuse der Hörigkeit“ wie Weber, und er sieht auch, dass die Träger der (betrieblichen) Autorität, die Kapitalisten, ihrerseits anderen nichtpersonalen Zwängen der kapitalistischen Verkehrswirtschaft unterworfen sind. Marx erkennt natürlich die Sinnhaftigkeit der Fabrikorganisation, allerdings primär für den Kapitalisten, und nennt sie „Ausbeutung“, aber die marktvermittelten Interaktionen der Unternehmer (allgemeiner: der Marktteilnehmer) vermag er, bei aller Anerkennung einer zumindest temporär fortschrittlichen Funktion der Kapitalisten, etwa im „Manifest der Kommunistischen Partei“, letztlich doch nur als „Anarchie“ der kapitalistischen Verkehrswirtschaft wahrzunehmen. Weber ist da, nicht nur wenn es um die Börse geht, wesentlich realitätsnäher bei der Marktwirtschaft.

Marx' uneingestandene kryptohegelianische Hoffnungen auf eine umfassende Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse erlauben ihm, wie er meint, den Verzicht auf eine eingehende Analyse der verkehrswirtschaftlichen Beziehungen, und sie verleiten ihn überdies dazu, nicht wirklich ernsthaft oder gar systematisch über Alternativen oder auch nur Gestaltungsspielräume in der gesellschaftlichen Organisation und der individuellen Lebensführung nachzudenken. Die bestehenden unerträglichen Verhältnisse drängen zu ihrer grundlegenden Aufhebung und zu einer neuen Synthese, und daher sei es nicht seine Aufgabe, „Rezepte für die Garküche der Zukunft“ (MEW 23, 25) zu verschreiben. Diese Klarstellung ist eigentlich ein implizites Eingeständnis eines prinzipiellen Unvermögens, wird aber von Marx im Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“ nur zur Abwehr kritischer Argumente von Gegnern benutzt, ohne die Grenzen zu bedenken, die daraus für die eigene Analyse folgen. Wenn man keine Rezepte verschreiben kann, dann werden viele Aussagen über die (gemutmaßte) Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise, wie sie sich leider bei den posthum von Friedrich Engels edierten Bänden II und III des „Kapital“ und noch mehr bei politisch motivierten Streitschriften der beiden finden, oft spekulativ und methodisch schwer begründbar. Die Ähnlichkeiten zwischen Marx' und Webers Ausgangsfragen nach den langfristigen Entwicklungstendenzen und nach der internen (Klassen-)Struktur sowie der Dynamik des Kapitalismus dürften indessen ein wesentlicher Grund für Webers Respekt gegenüber Marx sein, bei gleichzeitiger Ablehnung von dessen verstecktem Hegelianismus und seiner Vermischung positiver und normativer Aussagen. Die Fernhaltung Marx'scher Ideen und marxistischer (Sozial-)Wissenschaftler aus den Universitäten anstelle von kritischer akademischer Diskussion und Auseinandersetzung mit ihnen hat Weber aber wiederholt gerügt.

Gewiss, Zukunftsrezepte hat auch Max Weber nicht zur Hand. Er betätigt sich ebenso nicht als Cassandra wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen. Aber er sieht das Problem einer durchgängigen „Rationalisierung“ und einer weitgehenden „Bürokratisierung“ aller Lebensbereiche im Zuge der kapitalistischen Entwicklung. Er selbst denkt den Kapitalismus zwar noch als nationalstaatlichen Industriekapitalismus und weiß noch nichts vom globalisierten und

weitgehend entmaterialisierten Kapitalismus unserer Zeit. Aber die von ihm reflektierten Probleme von „Freiheitsverlust durch Bürokratisierung“ und von „Sinnverlust durch kruden Materialismus“ (49) sind ja durch die Ablösung des klassischen Kapitalismus in den vergangenen 100 Jahren keineswegs verschwunden, sie sind vielmehr verschärft und verallgemeinert worden. Das inzwischen entstandene „neue Weltreich“ hat eben den alten Industriekapitalismus nicht durch etwas völlig Neues ersetzt, sondern einem weltweiten Kapitalismus mit digitalisierten Informationsströmen und einer von der Realwirtschaft weithin abgekoppelten, quasi autopoietischen internationalen Finanzwirtschaft den Weg geebnet. Dieser globalisierte und generalisierte Kapitalismus ist, was Weber nicht vorhersah, selbst das Weltreich. Mit dem Zusammenbruch des klassischen Sozialismus ist bisher nur eine Zwischenetappe erreicht worden.

Das ist wohl der zentrale Grund dafür, dass sich Wolfgang Schluchter nicht nur in diesem Buch auf Grundlage von Max Weber mit den *langfristigen Perspektiven des globalen Kapitalismus* beschäftigt. Anlässlich des 100. Todestags von Max Weber hat er auf die realhistorische Bestätigung von Webers Bedenken gegen die vor allen Dingen von liberalen Ökonominnen und Ökonomen vertretene optimistische Vision hingewiesen, wonach Entfaltung wirtschaftlicher Freiheit und politischer Demokratie sich zwangsläufig wechselseitig stützen und bedingen. Das Beispiel Chinas – der bevölkerungsmächtigsten Volkswirtschaft der Welt – dient ihm, gut nachvollziehbar, als Beleg für die Aktualität von Webers Zweifel an der gemutmaßten Harmonie von wirtschaftlicher und politischer Freiheit: „China ist heute ‚1984‘ in Potenz“ (Schluchter 2021). Er stellt Weber zunächst im Kontext des veränderten Kapitalismus dar und präsentiert ihn sodann als „Wirtschafts- und Sozialhistoriker“, wobei auch etwa zeitgleiche Ansätze – insbesondere bei Werner Sombart und Lujo Brentano – zur Sprache kommen. Der zweite Themenblock „Wirtschaft“ schließt mit einer detaillierten Darstellung von Webers Erklärungsansatz, vor allem anhand dessen Vorlesung über Wirtschafts- und Sozialgeschichte. „Weber bietet tatsächlich den Abriss einer Sozial- und Wirtschaftsge- schichte, der universal angelegt ist und bei dem die Voraussetzungen für die Entstehung des modernen Kapitalismus im Vordergrund stehen“ (109). Gleiches kann man von Lujo Brentano und Werner Sombart nicht sagen.

4. Wissenschaft und Forschende

Den dritten Themenblock „Wissenschaft“ eröffnet zunächst eine gedrängte Darstellung von Hintergrund, Inhalt und Wirkungsgeschichte von Webers bekannter Rede „Wissenschaft als Beruf“ (1917/1919, MWG I/17). Dabei hat „Beruf“ die Doppelbedeutung von „Berufstätigkeit“ und (innerer) „Berufung“, auf die Weber bereits in seiner Protestantismusstudie (1904/1905) in Anknüpfung an die Bibelstelle 1. Korinther 7,20 hingewiesen hatte. „Wer also Wissenschaft als Beruf wählt, sollte nicht nur die dafür erforderlichen Fertigkeiten erwerben, sondern sich auch fragen, ob er in dieser Tätigkeit für sich eine Berufung sehen kann“ (119). Schluchter betont aber gleichermaßen die strukturelle Ebene bei Weber, vor allem die bisherige („alte“), weitgehend fiktiv gewordene deutsche Universitätsverfassung im Kontrast zu der amerikanischen. Er macht plausibel, dass Weber da-

mit das Ziel der Vermittlung von Fachwissen als primäre Aufgabe der Universität betrachtet, gerade auch deswegen, weil die wissenschaftliche Arbeit „eingespannt in den Ablauf des wissenschaftlichen Fortschritts“ sei (122). Es geht also nicht nur um persönliche Fragestellungen angehender Studierender, sondern um die andere Frage: „Welches ist der *Beruf der Wissenschaft* innerhalb des Gesamtlebens der Menschheit? Und welches ihr Wert?“

Weber zeigt neben den allgemeinen Regeln der Logik und der Methodik den unvermeidlichen Wertbezug der Fachwissenschaften auf, zu dem jede und jeder Einzelne persönlich Stellung nehmen müsse, denn Wissenschaft kann keine letzten Antworten auf den Sinn des Lebens geben. Dies schonungslos zu erkennen und sich dazu verantwortungsvoll zu verhalten, ist dann wieder eine individuelle Aufgabe in einer „prophetenlosen Zeit“, in der die „letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit“ (123). Schluchter sieht hier Webers Ermutung der Studierenden zur selbstbestimmten Lebensführung, ihr „eigenes Daimonion zu finden, das dem Leben Halt und Orientierung gibt [...] Wissenschaft als Beruf kann tatsächlich, wie jede andere Tätigkeit auch, zur Berufung werden und damit auch ‚Erfüllung‘ bringen, wenn sie sich nicht nur ihrer Möglichkeiten, sondern auch ihrer Grenzen bewusst bleibt“ (124). Im Anschluss daran weist der Verfasser die vielfältigen Wirkungen und die fortdauernde Aktualität von Webers klaren, aber ebenso differenzierten Aussagen in dieser Frage überzeugend auf.

Hier stellt sich freilich auch die Frage: Wie hielt es Max Weber selber als Hochschullehrer und Wissenschaftspolitiker in diesem Problemfeld? Kapitel 6 gibt darauf klare Antworten, die durchgängig den Eindruck vermitteln, dass Weber das in der Wissenschaft lebte, was er von sich und anderen forderte: Neben dem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ (1917/1919) ist es vor allem das überarbeitete Gutachten für den Verein für Sozialpolitik, „Der Sinn der ‚Wertfreiheit‘ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften“ (1917), in dem Weber gegen den Missbrauch des Universitätskatheders als eines konkurrenzlosen Wahrheitsmonopols Stellung bezog. Schluchter kann nun, gestützt auf die vielfältigen Ergebnisse der MWG, an vielen Details aufzeigen, wie ernst Max Weber, der „die längste Zeit seines Lebens Privatgelehrter“ (135) und somit auch wenig in die institutionellen Zwänge des deutschen Hochschulwesens eingebunden war, diese Gelehrtenfreiheit nahm: „Weber spielt seine Unabhängigkeit, die Tatsache, dass er kein universitäres Amt bekleidet und auch keines anstrebt, in den Diskussionen voll aus“ (143). Bei der Besetzung von Lehrstühlen erwies er sich als „unbestechlicher Gutachter“, bei festlichen Anlässen als „einfühlsamer Laudator“ (167). Seine Streitbarkeit in den von ihm ausgelösten öffentlichen Affären endete mitunter vor Gericht.

Wolfgang Schluchter fragt abschließend, ob Weber als Wissenschafts- und Hochschulpolitiker selbst den für ihn entscheidenden Politikerqualitäten entspricht. Diese sind „Leidenschaft“, verstanden als „Hingabe an eine Sache“, „Verantwortungsgefühl“ als „*Verantwortlichkeit* gegenüber ebendieser Sache“ und „Augenmaß“ als „Fähigkeit, die Realitäten mit innerer Sammlung und Ruhe auf sich wirken zu lassen, also der *Distanz* zu den Dingen und Menschen“, so Weber in seinem Vortrag „Politik als Beruf“ (1919, MWG I/17, 227). Schluchter attestiert ihm: „Seine leidenschaftliche Hingabe an die Sache Wissenschaft und Universität

sowie seine Verantwortlichkeit, die er für deren Gestaltung fühlte, stehen außer Frage“ (173). Verständliche Zweifel am „Augenmaß“ kann man dagegen gerade im Hinblick auf den Verlauf seiner öffentlichen Affären hegen. Dies deutet darauf hin, dass Max Weber als politisch Handelnder bei seiner Abwägung zwischen Hingabe an die Sache und Verantwortlichkeit für sie einerseits, der Distanz zu den Dingen und Menschen andererseits doch mitunter den Gefühlen erlag. Das macht ihn für uns Normalsterbliche, die glücklicherweise auch keinen Rechtsstreit mit ihm zu führen haben, noch ein wenig sympathischer.

5. Max Weber in und nach der Revolutionszeit

Den Bereich „Politik“ leitet Wolfgang Schluchter mit einem Rückblick auf den 15. Soziologentag in Heidelberg 1964 ein, in dem es um Max Weber und unter anderem speziell um die Frage ging, ob und, wenn ja, in welchem Sinne dieser Gelehrte als „Machtpolitiker“ gesehen werden dürfe, wie dies Raymond Aron anzudeuten schien. Dies führt zur Betrachtung von Webers Situation in seinen letzten drei Lebensjahren. Er sah sich aus persönlichen und äußeren Gründen und Gegebenheiten vor die Frage gestellt: Rückkehr an die Universität (Probese­mester Wien im Sommer 1918, Berufung nach München zum Sommer 1919) oder lieber „Politik, sei es als Berater, sei es als aktiver Politiker, und das vielleicht gar in einem politischen Amt?“ (181). Als Weber am 4. November 1918 in München auf einer großen Veranstaltung der Fortschrittlichen Volkspartei über „Deutschlands politische Neuordnung“ spricht, setzt er sich, wie auch bei anderer Gelegenheit, für die Parlamentarisierung der Reichsverfassung und für einen Verständigungsfrieden ein und findet lebhaften Widerspruch bei den anwesenden Linken und anarchistisch Gesinnten für seine in deren Sicht zu gemäßigten und zu reformistischen Forderungen. Wenige Tage danach bricht dann die Revolution in Bayern aus. Obgleich Webers Auftritt auf besonnene Teilnehmende großen Eindruck machte, war es für eine konstitutionelle Monarchie nach englischem Vorbild, wie sie Weber vorschwebte, zu spät, und am „10. November 1918 wurde der Waffenstillstand unter für Deutschland demütigenden Bedingungen geschlossen“ (184).

Weber war zu diesem Zeitpunkt beruflich noch unentschlossen, entschied sich dann im Februar 1919 für einen Ruf an die Münchener Universität, wobei neben negativen Erfahrungen im politischen Bereich (als Ratgeber und als Wahlbezirkskandidat für die Weimarer Nationalversammlung) auch das hochschulpolitische Entgegenkommen der bayerischen (Revolutions-)Regierung und nicht zuletzt die räumliche Nähe zu seiner späten Liebe Else Jaffé ausschlaggebend gewesen sein dürften. Das hinderte ihn allerdings nicht, zu hochschulpolitischen Themen und Wahlrechts- und Verfassungsfragen weiterhin seine mahnende Stimme zu erheben und Ratschläge zu erteilen. Bismarck und der auf ihn maßgeschneiderten Reichsverfassung von 1871 gab er die Hauptschuld daran, dass er „eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung [...] ohne allen und jeden politischen Willen“ hinterlassen habe (190). Hinzu kamen gravierende Fehler in der Außenpolitik, die vor allem zu Lasten von Kaiser Wilhelm II. gingen und am Ende zu einer „Weltkoalition“ gegen Deutschland führten. „Gleiches Wahlrecht und arbeitendes

Parlament – das sind die wichtigsten Stichworte, die Weber für die innere Neuordnung Deutschlands bereithält“ (192).

Schluchter stellt sodann Kontext und Inhalt der Rede „Politik als Beruf“ (28. Jänner 1919) anschaulich dar und hält es aus guten Gründen „für ein großes Missverständnis, verantwortungsethisch fundierte Politik mit Realpolitik gleichzusetzen“ (198), wie es immer wieder geschehen sei und – so darf man hinzufügen – noch immer gerne geschieht. Als Beispiel einer dilettantischen und naiven Gesinnungspolitik gilt Weber die Veröffentlichung von Dokumenten der bayerischen Gesandtschaft in Berlin durch den Revolutionär Kurt Eisner, welche die Kriegsschuld Deutschlands belegen und so die Kriegsgegner zu günstigen Friedensbedingungen bewegen sollte, tatsächlich aber die ohnehin schwierige Verhandlungsposition Deutschlands nur weiter schwächte. Demzufolge war Eisner für Weber „ein Literat, der Gesinnungspolitik betrieb“ (193).

Sehr hilfreich ist hier Schluchters dreigliedrige Typologie (199), welche die Arten der Politik (Gesinnung/Verantwortung/Anpassung) mit deren jeweils entscheidenden Dimensionen (Wert/Realität/Verantwortung/Rationalität) verknüpft. Während der Gesinnungspolitiker nach wertrationalen Gesichtspunkten handelt und die Verantwortung für seine Gesinnung übernimmt, muss der Verantwortungspolitiker wertrational mit Bezug auf die Zweckrationalität handeln; der Anpassungspolitiker, der sich gerne als verantwortungsbewussten, ja verantwortungsethischen Realpolitiker versteht und rein erfolgsorientiert handelt, übernimmt die Verantwortung nur für den Erfolg, welcher Art auch immer er sei. Diese Kategorien sind zunächst einmal analytische Begriffe, aber es ist offenkundig, dass Max Weber als politischer Kopf im Münchener Revolutionswinter 1918/1919 den Verantwortungspolitikern zuneigte. Dass das Revolutionskabinett trotzdem die Berufung Webers förderte, ist wohl nicht dem Umstand geschuldet, dass Eisner auf den Gelehrten „hereingefallen“ wäre, sondern dass er gerade in diesem Falle durchaus eine „verantwortungsethische Gesinnungspolitik“ betrieb, die nicht nur wertrational begründet war.

Der Bereich „Revolution“ schließt mit einigen knappen Überlegungen zu Webers Vorstellungen über die Neuorganisation des Deutschen Reiches, die sich außenpolitisch an Woodrow Wilsons 14 Punkten vom 8. Jänner 1918 orientierten, von denen aber der schließlich unter erheblichem Druck der Entente-Mächte am 28. Juni 1919 von Deutschland unterzeichnete Versailler Vertrag in vieler Hinsicht abwich. Die wichtige quasi innenpolitische Seite des Vertrages war das Verbot eines Beitritts von Deutsch-Österreich zum Deutschen Reich durch die Siegermächte, die dies als Bruch des Friedensabkommens werteten. Insofern war Webers Idee eines Zusammenschlusses mit Österreich als katholischem Gegengewicht zum protestantisch geprägten Preußen schnell obsolet geworden. Strittig ist in der Literatur die Frage, inwieweit Weber, wenn auch ungewollt, für die außerordentlich starke Stellung des Reichspräsidenten nach der Weimarer Verfassung (mit-)verantwortlich war. Schluchter nimmt hier Max Weber in Schutz, da er ja selbst an der Ausarbeitung der Verfassung nicht beteiligt war und Hindenburgs spätere autoritäre Amtsführung nicht vorhersehen konnte. Das ist sicherlich richtig, aber es bleibt doch ein wenig verwunderlich, dass Weber – der noch kurz zuvor die schwach entwickelte politische Kultur in Deutschland und Otto von Bis-

marcks Cäsarismus vehement getadelt hatte – hier nicht eine stärkere Einhegung des Präsidentenamts in das Verfassungssystem der politischen „checks and balances“ vorgeschlagen hatte. Dass diese hervorgehobene Stellung zu einem gefährlichen Ersatzkaisertum führen konnte, war ja nicht völlig überraschend. Aber im Nachhinein ist man eben meistens klüger. Jedenfalls hat Wolfgang Schluchter Recht, wenn er das Bild von Weber als einem Machtpolitiker, das Raymond Aron auf dem Heidelberger Soziologentag 1964 entworfen hatte, dahingehend kritisiert, dass der französische Soziologe Max Webers letzte politische Ideale „nur sehr unvollständig erfasst hat“ (203).

Ein schönes Beispiel dafür, was Wolfgang Schluchter unter „Theoriegeschichte in systematischer Absicht“ versteht, liefert der Beitrag „Klassen- und Ordnungskampf“. Zunächst wird gezeigt, wie Max Weber durch eine Ausdifferenzierung der Marx'schen Klassentheorie und ihre Ergänzung durch eine „Ordnungsanalyse“ (die er aber wegen des Krieges nicht mehr vollständig ausführen konnte) wichtige Anstöße für die moderne Soziologie gegeben hat, die Schluchter am Beispiel von Theodor Geiger und Pierre Bourdieu illustriert. Dabei zeigt sich die Notwendigkeit des Perspektivenwechsels zwischen Klassen- und Ordnungsanalyse, wobei zu berücksichtigen ist: „Die Herrengewalt der einen Ordnung überträgt sich nicht ohne weiteres auf eine andere“ (228). Mit einem an Max Weber anknüpfenden Begriffsinstrumentarium lassen sich moderne Ordnungskonzeptionen auf ihr Konfliktpotential untersuchen, was am Beispiel von M. Rainer Lepsius' kurzer Studie „Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in der Bundesrepublik“⁴ veranschaulicht wird.

6. Asketischer Protestantismus und letzte Dinge

Ziemlich zu Beginn des Bandes hatte Wolfgang Schluchter das Mehr-Ebenen- und Zwei-Seiten-Modell der weberianischen Soziologie am Beispiel einer einfachen zusammengefassten Erklärungsskizze (25) zu den Protestantismusstudien (1904/1905) exemplifiziert. Für die nicht in der Spezialdiskussion dieser Studien und Diskussionen versierte Leserschaft (und nicht nur für diese) ist die zusammenfassende Darstellung „Asketischer Protestantismus und moderne Berufskultur“ zu diesem weiten Themenfeld als vorletztes Kapitel sehr hilfreich, denn sie liefert einen knappen, aber sehr instruktiven Abriss über die wesentlichen Gesichtspunkte der oft missverstandenen Weber-These und zeigt so den Wert und den sachlichen Hintergrund der Erklärungsskizze zu Beginn des Bandes. Einleitend werden das geistige Umfeld in Heidelberg im 19. und frühen 20. Jahrhundert und schon bestehende Hinweise auf Zusammenhänge zwischen protestantischen „dissenters“ in Holland, den für ihre Glaubensfreiheit kämpfenden Calvinistinnen und Calvinisten, und einer bestimmten Art wirtschaftlichen Handelns, so bei Sir William Petty, skizziert. Letzterer berichtet in seiner „Political Arithmetic“ (ca. 1676) über deren Überzeugung, „that Labour and Industry is their Duty towards God“. Weber kommt auf Grund anderer Quellen zu ähnlichen Befunden (für die er

⁴ Publiziert in seiner Aufsatzsammlung „Interessen, Ideen und Institutionen“ (Lepsius 1990, 117–152).

ohnehin keine Originalität beansprucht) und mokiert sich später selber über sein ungewolltes „Plagiat“ an Petty. Neu bei ihm ist aber das Explanandum seiner Analyse, nämlich der „Geist“ des (modernen) Kapitalismus, also eine handlungsleitende Idee. Es ist eine Idee, die in Menschen inkorporiert ist, ihnen Orientierung gibt und sich bei ihnen zu einem Habitus verfestigt, empirisch fassbar, aber ideeller, nicht materieller Natur“ (240).

Das wesentlich Neue an diesem sogenannten „Geist“ des (modernen) Kapitalismus“ ist, dass „er gegen den Traditionalismus im Wirtschaften gerichtet ist“ (241). Im 17. Jahrhundert, also in der „nachreformatorischen Phase“, vollzieht sich nun ein radikaler Wandel in der Wirtschaftsgesinnung, die ihren Ausdruck in einer auch religiösen Neubewertung zuvor kritisch, ja negativ beurteilten wirtschaftlichen Handelns findet. Sie geht einher mit einer Entwicklung der Berufsidee bei Luther, basierend auf dessen Übersetzung des 1. Paulus-Briefs an die Korinther (1. Kor. 7,20): „Ein jeglicher bleibe in seinem Beruf, darinnen er berufen ist“.⁵

Das hört sich zunächst ziemlich traditionalistisch an, aber der Autor macht klar: Wenn sich der reformierte Gnadenpartikularismus, der Bewährungsgedanke im Beruf und die bürgerliche Arbeitsaskese als „Komponenten des religiösen Berufsbegriffs verbinden, so wird dieser religiös aufgeladen und so für eine nichttraditionalistische Interpretation geöffnet“ (250). Weber kommt so von einer „Wahlverwandtschaft“ zwischen calvinistischen Formen des religiösen Glaubens und der Berufsethik zu einer „kausalen Zurechnung“ von Berufserfolg und gelebter Religion. Die Abmilderung der calvinistischen Glaubensstrenge in der Praxis durch seelsorgerliche Schriften tat ein Übriges, allerdings ist einer der von Weber angegebenen Gewährsleute, Philipp Jakob Spener, eindeutig der lutherischen, nicht der reformierten Variante des Pietismus zuzurechnen. Dieses sehr informative Kapitel gibt auf knappem Raum einen instruktiven Einblick in das, was Weber mit seiner Weber-These tatsächlich meinte.

Der Band schließt mit der Betrachtung „Von vorletzten und letzten Dingen“, womit offenbar eine erweiterte Gretchenfrage angesprochen ist, die man so formulieren könnte: Wie halten es Staat und Kirche(n) miteinander, und wie sollten sie es miteinander halten? Schluchter berichtet kurz über die Diskussion zwischen Jürgen Habermas und Joseph Ratzinger Anfang 2004 über Menschenrechte, die beide im Prinzip bejahen, aber unterschiedlich begründen. Daran schließt sich, gestützt vor allem auf den Text „Staat und Hierokratie“ aus der Vorkriegsfassung von „Wirtschaft und Gesellschaft“, eine historische Skizze des Ordnungskampfs zwischen hierokratischer und politischer Herrschaft an, der in Europa lange Zeit eher einem vermittelnden Dualismus folgte und schließlich in eine (weitgehende) Trennung von Staat und Kirche mündete. In Deutschland führte dies bekanntlich 1806 mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs zu einer Säkularisierung kirchlicher Territorien, mit der die weltlichen Fürsten für den Verlust ihrer linksrheinischen Gebiete entschädigt wurden. In einem allgemeineren Sinne meint Säku-

⁵ Tatsächlich übersetzt Luther aus dem Griechischen, aber das Wortspiel Beruf/Berufung und (be)rufen (*vocatio* aus *vocare*) in der angegebenen lateinischen Übersetzung kommt dem griechischen Original (*klesis* aus *kalein*) ziemlich nahe.

larisation einen langfristigen Prozess des Abbaus kirchlicher Vorrechte und Bindungen.

Schluchter wendet sich gegen den Begriff der „postsäkularen Gesellschaft“, während er das Vorliegen eines „säkularen Zeitalters“ für die Gegenwart bejaht. Außerdem glaubt er nicht an ein „Verschwinden“ von Religionen, sondern eher in jüngster Zeit an eine Zunahme (vgl. 257). Max Weber betont nun die Bedeutung der Gewissensfreiheit als zentrales Grundrecht, an das sich andere Grundrechte, „vor allem das Recht auf freie Wahrnehmung der eigenen ökonomischen Interessen“ (262) im Rahmen des allgemeinen Rechts angeschlossen hätten. Schluchter skizziert, anknüpfend an Charles Taylor, einen religiösen und einen säkularen Rahmen für seine knappe Darstellung der Säkularisation. Am Beispiel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland wird der freiheitliche Verfassungsstaat beschrieben, „der sich um die vorletzten Dinge der Bürger, um ihr Zusammenleben nach den Gesetzen der äußeren Freiheit, nicht um ihre letzten Dinge, um ihre Lebensführung und ihre innere Freiheit, kümmert“ (267).

Ernst-Wolfgang Böckenförde hat in seinem Aufsatz „Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation“ eine gedankliche Rekonstruktion der *res publica christiana* vorgenommen, in der Kaiser und Papst Inhaber verschiedener Ämter in einer Ordnung sind, nicht Repräsentanten verschiedener Ordnungen. Diese Einheit sei durch den Investiturstreit, die spätere Glaubensspaltung in der Reformation und die nachfolgenden Konfessionskriege zerstört worden. Schluchter weist auf Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Böckenförde und Weber hin und wendet sich abschließend dem vielzitierten Böckenförde-Diktum zu, demzufolge der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebt, die er aber selbst nicht garantieren kann. Der Staat brauche also eine „homogenitätsverbürgende Kraft, die von außen kommt“ (271). Das aber scheint Schluchter schon zu weitgehend. Vielleicht sei bereits die Suche nach Homogenität der falsche Ansatz: „Ist es nicht viel plausibler, von Heterogenität auszugehen [...] und von einem religiös und weltanschaulich neutralen Staat, der für die Regulierung dieser Heterogenität einen verbindlichen Rahmen schafft?“ (271). Böckenfördes Aufforderung an die Menschen christlichen Glaubens, dass sie „diesen Staat [...] als die Chance der Freiheit [erkennen], die zu erhalten und zu realisieren auch ihre Aufgabe ist“, ist nach Schluchter um die nichtchristlichen Gläubigen und die Ungläubigen zu ergänzen. Das Verbindende könne nur die aktive Bürgerschaft in einem (demokratischen) Staat sein, unabhängig von Religion. Ein solches zivilgesellschaftliches Engagement kann man erhoffen, aber nicht garantieren.

7. Zum Abschluss

Diesem Band ist eine große Leserschaft zu wünschen. Die Verknüpfung der verschiedenen Themenfelder, von realhistorischer und denkgeschichtlicher Analyse sowie die immer wieder aufscheinende Aktualität Weber'scher Grundgedanken in der aktuellen soziologischen und auch politikwissenschaftlichen Fachdiskussion bringen den Lesenden neue Erkenntnisse und Anregungen in den fünf Themenfeldern des Bandes. Gelegentlich müssen sie zum besseren Verständnis ergänzende Lektürearbeit leisten, die sich aber lohnt. Ein schöner Nebeneffekt

des Bandes ist, dass er immer wieder auf Ergebnisse der nun vollendeten Gesamtausgabe hinweist, die manche lange Zeit offengebliebenen Fragen in der Diskussion von Werk und Person dieses Gelehrten geklärt oder zumindest einer Klärung nähergebracht hat. Damit ist überdies ein Zugang zum vertieften Studium Max Webers eröffnet, der sicher auch die künftige Fachdiskussion und Publikationstätigkeit zu verschiedenartigen Fragestellungen im Umkreis von Max Weber beleben und anreichern wird. Das verhilft wiederum zu einem besseren Verständnis vieler gegenwärtiger Probleme und wohl ebenso zukünftiger Entwicklungen. Man darf gespannt sein, was sich auf diesem weiten Feld in nächster Zukunft tun wird.

Hans G. Nutzinger

Literatur

- Lepsius, M. Rainer (1990). *Interessen, Ideen und Institutionen*. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Marx, Karl (1973). *Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Band I (1867)*. MEW 23. Berlin, Dietz Verlag.
- Mises, Ludwig (von) (1922). *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus*. Jena, Gustav Fischer Verlag.
- Schluchter, Wolfgang/Müller, Hans-Peter/Sigmund, Steffen (2021). *Max Weber zum 100. Todestag. Ein Interview mit Wolfgang Schluchter*. *Berliner Journal für Soziologie* 31 (1). <https://doi.org/10.1007/s11609-021-00428-8>.